

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger" und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen"

Die erste Liebe

Eine Silvestergeschichte von H. Mühlens.

(Nachdruck verboten.)

„Der Mensch, der nie gelitten hat, ist wie der Stein, der nicht geschliffen wurde!"

Maria lächelte ein halb wehmütiges, halb mitleidiges Lächeln, als der Vater diese Worte zu ihr sprach. Sie saß im Erker ihres Zimmers; goldene Wintersonne floß über sie hin, und der Vater stand neben ihr, hatte seine Hand auf ihr dunkles, lockiges Haar gelegt und mühte sich, den trotzigen, verbitterten Ausdruck aus ihrem jungen Gesicht und aus ihrer Haltung herauszubringen.

Das Mädchen aber ließ ihn deutlich fühlen, daß seine Gegenwart ihr nicht erwünscht war; sie war fast unkindlich zu dem Manne, in dessen Zügen tiefer Kummer ausgeprägt lag, und mit großem Schmerz nahm er wahr, wie die Ereignisse der letzten Zeit dieses junge Herz verhärtet hatten.

Als auf all seine guten Worte keine Antwort erfolgte, der Kopf sich immer nur tiefer neigte, so daß er seiner Hand entwich, ließ er endlich mit seinen Trostversuchen nach, stieß einen leisen Seufzer aus und ging aus dem Zimmer.

Maria warf den Kopf in beide Hände und weinte — weinte wie ein Kind weint, dem ein großes Unrecht geschehen ist, und das sich nun berechtigt glaubt, seinem Schmerz und Zorn ungezügelt freien Lauf lassen zu dürfen.

Die erste Liebe und die erste Enttäuschung! Vor einem halben Jahr noch hatte diese Marie, die in so verzweifelter Haltung hier saß, stolz von sich behauptet: „Ich erhoffe mein Glück nicht von der Liebe! Ein Leben des Geborgenseins in engen Grenzen würde mich nicht befriedigen können. Ich will arbeiten, kämpfen — will stark und fest und vielleicht einmal groß im Leben stehen!"

Wenn sie so gesprochen, war ein Lächeln um des Vaters Mund geflogen, ein frohes, aber doch etwas zweifelndes Leben. Lieb wäre es ihm gewesen, wenn in der Tat sein Kind zu dieser starken, furchtlosen Art der Frauen gehört hätte. Nur zu gern würde er ihr die Wege zu einer besonderen Laufbahn geebnet haben, aber es war da etwas in ihrem Wesen, es lag etwas in ihren Augen, das ließ ihn immer wieder schwanken.

Ein wenig unter ihrer Würde hatte Maria es gefunden, daß sie mit den andern jungen Dingern der kleinen Stadt, die sie wenig interessierten, den alltäglichen Vergnügungen des Tanzes, Schlittschuhlaufens und Tennisspielens nachgehen sollte — aber sie tat es dennoch — tat es erst mit einer gewissen hochmütigen Zurückhaltung, dann mit erwachender Freude und schließlich mit einer Leidenschaft, die den Vater bestürzte. Als der Winter zu Ende war, wußte er, um was es sich handelte: Sein stolzes, starkes, kluges Kind, das ein gewöhnliches Frauenlos verschmäht hatte, seine feingeistige, besondere Maria hatte sich verliebt, und was ihn bei dieser Tatsache bestürzte, das war das Objekt, auf das die Liebe seiner Tochter gefallen war. Ein junger, eleganter, flotter Mensch, von guter Figur, etwas oberflächlicher weltmännischer Art, Sohn eines Fabrikanten, einstweilen noch ohne eigenen Beruf, aber natürlich dazu ausersehen, einmal in den reichen, väterlichen Betrieb einzutreten.

Es war keine Veranlassung da, den jungen Menschen abzuweisen; eine ernste Unterredung mit der Tochter hatte den Vater belehrt, daß sie wirklich eine sehr große und tiefe Neigung zu dem feinen, eleganten Herrn empfand.

Der Sommer zog ins Land und brachte tausend Freuden. Das hübsche, einstmals so ernste Gesicht Marias war kindlicher, fast ein wenig oberflächlicher geworden. Zum Vater, mit dem sie sonst gern die tiefgründigsten Gespräche geführt, kam sie nur noch, um ihn über Dinge zu befragen, die Ausstattung und gesellschaftliche Veranstaltungen betrafen.

Die Hochzeit war für die zweite Hälfte des Januar festgesetzt; mit tausend Freuden kaufte Maria ein, sie ging völlig auf in all den lustigen, bunten Verrichtungen, die die bevorstehende Einrichtung mit sich brachten. Sie war wie in einem Rausch, die Welt war voll lichter, tanzender Lichter für sie geworden — und Weihnachten nahte — Weihnachten, das die ersten Vorboten des Ungeheuerlichen brachte: er war nach Berlin gefahren, um Geschenke für seine Braut einzukaufen. Aber da mußte etwas in dieser großen, unheimlichen Stadt sein, was ihn festhielt, daß er alles, alles andere in der Welt darüber vergessen konnte — auch seine Braut, auch Maria . . .

Fassungslos lebte sie über die Festtage hinweg; eine Welt wollte in Trümmer zerfallen, aber ein zäher Wille hielt fest an dem, was doch nun einmal war.

Dann kamen Briefe: armselige Briefe eines gemütsarmen Genußmenschen, dem es plötzlich offenbar geworden, daß er noch nicht reif zur Ehe war. Verzweifeltes Auflehnen des bis in die Tiefe seiner Seele gekränkten Mädchens und als brutale Antwort das Zurücksenden des Ringes.

Wilde Gedanken kreisten in Marias Kopf: Selbstmord — Flucht — Rache — Einsamkeit — ja Weltflucht für immer. Auf einem hohen Berge sitzen — Welt und Menschen verachten — niemanden mehr glauben, zu niemandem Vertrauen haben — auch zum eigenen Vater nicht. Nein, auch zum Vater nicht.

Ueber Marias Gestalt floß die Sonne, spielte mit den Buchstaben des Briefes, der vor ihr lag, und ließ die Schriftzüge seltsam verzerrt und grotesk erscheinen. Unbewußt zuerst ruhten Marias Blick auf dem seltsamen Tanz, den die flimmernde Sonne hier mit den Buchstaben anhob, dann aber ward ihre Aufmerksamkeit erregt — irgendetwas, was lange, lange Zeit, was, wie ihr erschien, eine Ewigkeit in ihr geschlummert hatte, erwachte da plötzlich wieder zu neuem Leben: die Kritik, die Vernunft, die sie einstmals so prächtig über alle kleinlichen Dinge des Daseins hinweggeführt hatte. All das Heiße, Wilde, Aufgewühlte in ihr ward plötzlich ruhig — ihre noch ein wenig zitternde Hand hob den Bogen so daß er nicht mehr von den tanzenden Sonnenstrahlen beschienen wurde, und mit den neuerwachten Vernunftaugen sah sie auf die Schrift und erfaßte den tieferen Sinn dessen, was hier geschrieben stand. Ach — den tieferen Sinn! War denn überhaupt ein Sinn in dem, was hier stand? War es nicht vielmehr ein Unsinn! Etwas, was man nicht ernst nehmen, sondern worüber man eigentlich lachen mußte?

Stunden um Stunden vergingen; man rief Maria zum Essen, aber sie lehnte ab. Die alte Haushälterin brachte ihr, als die Dämmerung sank, eine Tasse heißen Tee. Sie trank ihn, und ihre Blicke fielen dann wieder auf die geschnörkelten Buchstaben, die jetzt vom matten Licht einer Lampe beschienen waren. Aber ebenso fratzenhaft wie vorher in der Sonne, starrten sie zu Maria auf. Da nahm sie den Bogen, zerriß ihn, warf ihn in das offene Holzfeuer des Kamins und holte alle seine anderen Briefe, in denen so viel von „Liebe" stand, und je größer und heller das Feuer wurde, um so freier und lichter ward es in Marias Seele.

Der Abend kam. Der stille Vater wagte es nicht, sein trauerndes Kind zu stören; er saß allein beim Abendbrot und ließ ihr einen Imbiß schicken.

Die Nacht zog herauf, die letzte Nacht des Jahres. Ueber seinen Schriften saß der alte Mann und dachte an sein Kind, sein armes, enttäuschtes Kind.

Gegen Mitternacht sah er nach ihr — fand sie am Kamin sitzend — nicht weinend — nicht verbittert, sondern mit einem seltsamen Glanz in ihren Augen. Ihre Arme breiteten sich ihm entgegen: „Vater — Vater!" Wie ein Jauchzen klang das. Und dann lag sie auf den Knien vor ihm: „Vater, lieber Vater — hör mich an! Ich war einmal groß und frei — nicht wahr, und verlor dann den Weg und glaubte, das große Wort „Liebe" ließe sich in irgendeine Form pressen. Nun weiß ich, daß dies nicht die Liebe war, die ich brauche. Aber jene andere alte große Liebe ist wieder in mir erwacht — die geistige, die starke Liebe, die nie getäuscht werden kann, weil sie nicht einem Menschen gilt, sondern dem ganzen herrlichen Leben! Sieh, Vater, diese Liebe habe ich wiedergefunden. Hilf mir, daß ich ihr treu bleibe!"

Die Silvester-Glocken läuteten. Ein Vater hielt sein wiedergewonnenes Kind in den Armen. „Der Mensch, der nie gelitten, ist wie ein Edelstein, der nicht geschliffen wird!“ sagte er noch einmal, und diesesmal verstand sie ihn.

Silvesterorakel

Plauderei von **Hans Heinrichsen** (Nchdr. verb.)

Jeder Mensch stellt vor wichtigen Entscheidungen und Entschlüssen die Frage an die Zukunft, ob dieses oder jenes Vorhaben auch gelingen und Früchte tragen wird. Das Verlangen, einen Blick in die Zukunft, in das dem Menschen verschlossene Land zu werfen, lebt in jedem naturgemäß beim Anbruch eines neuen Zeitabschnitts am stärksten. Deshalb ist es beinahe selbstverständlich, daß am Silvesterabend Orakel aller Art angestellt werden. Der moderne Mensch betrachtet diese Schicksalsbefragungen meist zwar nur als Kurzweil und bedeutungslose Spielerei, es gibt aber auch heute noch genügend „Gläubige“, die den Silvesterorakeln bedingungslos Glauben schenken.

Allgemein ist die Sitte des Bleigießens verbreitet. Die jungen Mädchen glauben, aus den sich bildenden Figuren die Person und den Stand des Geliebten erraten zu können. Dieser Glaube ist wohl das letzte Ueberbleibsel des alten Bilderzaubers, der schon dem Urvolk am Euphrat und Tigris bekannt war. Dieser Bilderzauber findet sich noch heute bei vielen Naturvölkern. Er beruht auf dem Glauben, daß man Herr über seine Person sei, wenn man eine Nachbildung von dieser besitzt. Die gleiche Anschauung lebte in mehr oder weniger geringen Abweichungen bei fast allen Kulturvölkern des Altertums; auch im Mittelalter war sie noch ziemlich lebendig. Damals bildeten Liebende aus Wachs oder Blei die Person des Geliebten nach und gaben der Figur deren Namen. Die Brust des Bildes wurde geöffnet, aus verschiedensten geweihten Dingen ein Herz geformt und dieses unter Zauberformeln in die offene Brust des Bildes eingefügt. Man glaubte, daß durch diese Beschwörung die nachgebildete Person für immer dem oder der Liebenden verfallen sei und nicht untreu werden könne.

Der Bilderzauber hatte aber gewissermaßen noch eine „böse“ Seite; man glaubte damit einer mißliebigen Person Schaden und herbes Leid zufügen zu können. Wie die Legende wissen will, soll der schottische König Duffus durch zwei Frauen, die über einem Bratspieß ein wächsernes Bild des Königs hielten und Zauberlieder dazu sangen, so schwer krank geworden sein, daß sein Ableben nahe bevorstand. Der frühe Tod wurde von dem König nur durch rechtzeitige Entdeckung des Bilderzaubers abgewendet.

An den Bilderzauber glaubten im Mittelalter sogar noch gebildete und geistig hochgestellte Persönlichkeiten. Ein englischer Geistlicher fertigte im Jahre 1578 drei Wachsbilder, um mit ihrer Hilfe die Königin Elisabeth und zwei ihrer Vertrauten ums Leben zu bringen.

Die Germanen huldigten dem Glauben, daß in den zwölf Nächten, vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, die Götter ihren Umzug hielten. Den Göttern zu Ehren und um diese günstig zu stimmen, veranstalteten unsere Vorfahren Opferfeste und legten auch in den Häusern Opfergaben aus, Früchte des Ackers oder saftige Stücke der Herdentiere; diese Gaben wurden vornehmlich Wotan, dem saatensegnenden, aber auch dem saatenverderbenden Gott dargebracht. Daraus, wie die Götter diese Opfergaben aufnahmen, schloß man auf ihr Wohlwollen oder ihren Zorn im kommenden Jahre den Menschen gegenüber. Aus diesem Brauch erklärt es sich, daß Wotan später zum Gott der Wahrsagekunst erhoben wurde.

Dieses Befragen hat sich in veränderter Form bis in unsere Zeit erhalten. Auf dem Lande werfen junge Mädchen in der Silvesternacht schmal geschnittene Apfelschalen rückwärts über die Schulter, um aus der Form der Apfelschalen den Anfangsbuchstaben des Namens des künftigen Geliebten zu erraten. Ein Rest der heidnischen Sitte ist auch die Gewohnheit, am Silvesterabend eine Birne mitten durchzuschneiden, um aus der gleichen oder ungleichen Zahl der Kerne Antwort zu erhalten, ob die Hochzeit bald oder erst in langer Zeit stattfindet.

Wenig bekannt ist es, daß auch das Lichtorakel seinen Ursprung im germanischen Altertum hat. Der oder die Liebende steckt in Nußschalen kleine Lichter, die mit dem Namen des Bräutigams oder der Braut versehen werden, und läßt die Lichter in einer mit Wasser gefüllten Schüssel schwimmen. Wenn die Schiffchen sich einander zuwenden, findet die Hochzeit im folgenden Jahre statt; im anderen Falle ist der Zeitpunkt der Hochzeit noch ungewiß.

Das Lichtorakel beruht auf der heidnisch-germanischen Vorstellung, daß von den Schicksalsgöttinnen bei der Geburt eines jeden Menschen ein Licht angezündet wird; löschen sie das Licht aus, dann erlischt auch das Leben des Menschen. An diese Auffassung erinnert uns die beim Tode eines Menschen gebräuchliche Redensart, daß ihm das Lebenslicht ausgegangen sei. —

Ueberall werden am Silvesterabend diese oder andere Orakel angestellt. Wenn sie Schlechtes künden, geht man meist mit einem überlegenen Lächeln über diesen „Aberglauben“ hinweg, verheißen sie dagegen Gutes, dann trägt wohl jeder insgeheim die stille Hoffnung in sich, daß sich das vom Orakel verheißene Glück auch erfüllen möge. Denn ein bißchen abergläubisch sind wir Menschen ja alle und besonders, wenn der Silvesterpunsch im Glase dampft.

Bunte Chronik

* **Vorzeitiges Ende eines Triumphrittes durch Europa.** Distanzritte scheinen in letzter Zeit als stummer Protest gegen den Sieg des Kraftwagens wieder Mode geworden zu sein. Die Araberin Aischavali Uali schloß kürzlich hoffnungsvoll eine Wette in Höhe von 50 000 Franken ab. Sie verpflichtete sich, diese Summe ihrem Vertragsgegner zu zahlen, falls es ihr nicht gelingen sollte, innerhalb zweieinhalb Jahren von Spa aus ganz Europa zu durchreiten. Mit Vorschußlorbeeren von den freundlichen Belgiern freigebig geschmückt, verließ die Araberin kürzlich hoch zu Roß die Bäderstadt am Hohen Venn. Bis hinter Paris, das ebenfalls nicht mit Beifall sparte, weil Madame Uali ja eine Art von Landsmännin war, ging alles gut. Doch in Corbeil, vor Fontainebleau, nahm die Triumphfahrt ein vorzeitiges Ende. Das arme Pferd gab seinen Geist auf, ohne daß es gelungen wäre, die Todesursache festzustellen. Die Frage wird wohl nie geklärt werden. Dagegen mußte der Wettgegner der Araberin eine unangenehme Entdeckung machen. Es stellte sich nämlich heraus, daß Madame Uali nichts besaß als einige Postkarten, mit deren Verkauf sie ihre Reise zu finanzieren beabsichtigte. Hätte der freundliche Bürgermeister von Corbeil der Aermsten nicht das Fahrgeld nach Paris vorgestreckt, so säße sie wahrscheinlich heute noch trauernd auf dem Grabe ihrer Hoffnung.

* **Die Krönungstracht der Kaiserin Josephine gefunden.** Vor kurzem ist eine Vertreterin der aristokratischen französischen Gesellschaft, Madame Salvage de Favorolles, in Frankreich gestorben. Ihr Nachlaß wurde öffentlich versteigert. Vor der Auktion bemerkte der Nachlaßverwalter einen großen, fest verschlossenen Schrein. Angehörige der Verstorbenen erinnerten sich, den Schrein des öfteren gesehen zu haben ohne zu wissen, was sich darin befand. Als der geheimnisvolle Schrein geöffnet wurde, fand man in ihm die berühmte, seit über ein Jahrhundert verschwundene Krönungstracht der ersten Gemahlin Napoleons, der Kaiserin Josephine. Madame Salvage de Favreolles war ein Nachkomme der Königin Hortense, der Tochter Josephines. Die Krönungstracht der Kaiserin Josephine wurde in der Familie unter dem Siegel der Verschwiegenheit vererbt, bis sie durch einen Zufall ans Tageslicht kam. Der französische Staat hat die historische Reliquie bereits für das Pariser Nationalmuseum erworben.

* **Die Stadtkämmerei in der Brieftasche.** Wie glücklich hätte sich gelegentlich des letzten Kampfes um die Besetzung der Stadtparlamente in Deutschland eine Partei schätzen müssen, die etwa behaupten konnte: „Seitdem wir am Ruder sind, brauchen unsere Mitbürger keine städtischen Steuern mehr zu zahlen!“ Eine derartige phänomenale Leistung ist auch tatsächlich vollbracht worden, leider aber in dem recht weit entfernten Kennet in Kalifornien. Unglücklicherweise gründet sich aber diese paradiesische Steuerfreiheit nicht auf ein besonderes Blühen der Stadt, sondern auf ihren langsamen Verfall. Vor drei Jahren zählte Kennet noch fünftausend Einwohner, die zum größten Teil von einer dortigen Kupfermiene lebten. Als die Grube wegen ungenügender Förderung stillgelegt werden mußte, verloren die meisten Leute in Kennet ihre Existenz. In der Stadtkasse befanden sich zur Zeit ganze 100 Dollars, die wahrscheinlich einmal unter die letzten Einwohner, die Kennet verlassen, verteilt werden. Als der Stadtkämmerer kürzlich einem Autounglück zum Opfer fiel, wurde im Stadtrat die Frage seiner Nachfolgerschaft erörtert. Mit Einstimmigkeit beschloß man aber, auch diese letzte Erinnerung an die Zeiten, da die Kenneter noch Steuern zahlen mußten, fallen zu lassen, und seitdem trägt der Bürgermeister das gesamte Vermögen der Stadt in seiner Brieftasche stets bei sich.

* **Grauenhafter Selbstmordversuch eines Defraudanten.** Der Lehrer Biber in Zechlin bei Kolberg wurde in seinem Schlafzimmer in dem mit Benzin und Oel getränkten und in Brand gesteckten Bett mit schweren Brandwunden aufgefunden. Es wurde festgestellt, daß Biber als Geschäftsführer der Spar- und Darlehnskasse durch Wechselschiebungen eine bedeutende Summe unterschlagen hat. Biber hatte die Kassen- und Geschäftsbücher mit ins Bett gelegt, um sie bei dem Brande zu vernichten. Vorläufig ist ein Minus von rund 12 000 Mark festgestellt.

* **Ein Pferd wird eingesargt.** In Markfield in der Grafschaft Lestershire wurde für ein an Altersschwäche gestorbenes Pferd ein riesiger Sarg hergestellt. Es gehörte der Familie Burchnall und war deren Liebling seit 30 Jahren. Das Tier zählte schon zehn Jahre, ehe es in den Besitz der Burchnalls kam, und zeichnete sich noch mehr als zwei Jahrzehnte hindurch als frisch und willig aus. In den letzten Jahren stand es stets an einer etwas abgelegenen Stelle der Koppel und pflegte unausgesetzt den Park und das Haus der Besitzer anzuschauen. Offensichtlich war das Tier bewegt und glücklich, wenn jemand von der Familie sichtbar wurde und zu ihm kam. An dieser Stelle wurde auch das Grab hergestellt, dem eine Tiefe von vier Metern gegeben werden mußte, um den mächtigen Sarg mit Inhalt aufzunehmen. Sehr wahrscheinlich hat dieses Pferd das höchste Alter erreicht, das in geschichtlicher Zeit für ein Pferd festzustellen sein wird. In den Vollblutgestüten Englands kommt es allerdings häufiger vor, daß besonders wertvolle und deshalb sorgfältig gepflegte Hengste das dritte Jahrzehnt erheblich überschreiten. Von deutschen Pferden blieb diesem Alter der Gulliver des Staatsgestüts in Trakehnen und der „Saphir“ des Freiherrn v. Oppenheim nicht fern. Der alte Hengst des rheinischen Züchters erzeugte sogar in seinen letzten Lebensjahren noch Nachkommen, die auf der Rennbahn zu guten Leistungen gelangten.

* **Das Urteil im Gaartzer Brückenbau-Prozeß.** Im Gaartzer Brückenbauprozeß wurde folgendes Urteil gefällt: Die beiden Angeklagten Betonmeister Reichert und Jirch wurden freigesprochen, Direktor Lorenz und Diplomingenieur Habicht zu je sechs Monaten Gefängnis wegen Verstoßes gegen die anerkannten Regeln der Baukunst in Tateinheit mit fahrlässiger Tötung und gefährlicher Körperverletzung verurteilt.



Landwirtschaftliche Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger" und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen"

Praktische Winke

L. **Ein wirksames Mittel gegen unwillkommene Zuwanderung von Quecken.** Entlang der gefährdeten Grenze wird ein mindestens 50 Zentimeter tiefer Graben mit nicht zu flachen Böschungen ausgehoben. Wie breit der Graben gemacht wird, ist bedeutungslos. Böschungen mit mehr als 45 Grad Fall sind um so weniger geeignet, je steiler sie sind. Diese Böschungen, soweit sie an der Seite nach dem Nachbarn hin stehen, werden mit dicht anschließenden Streifen von Dachpappe belegt. Damit diese Pappestreifen halten, werden Knüttel, schräg auf der Grabenböschung und



auf der Pappe liegend, in die Grabensohle geschlagen. Der Erfolg wird weiterhin gesichert, obwohl das kaum noch erforderlich ist, indem vor dem Eindecken wiederholt mit einem der guten, neuerdings käuflichen Unkrautbekämpfungsmitteln durchdringend gegossen wird. Die Wirkung dieses Vorgehens ist von dreierlei Art. Der Graben an sich ist für das Uebergreifen der Quecke bereits ein großes Hindernis, weil sie ungern die Böschung hinabwächst. Ferner zerstört, wenigstens in den ersten zwei Jahren, das Unkrautbekämpfungsmittel jede Möglichkeit der Wucherung in das eigene Grundstück hinein. Endlich und besonders ist es die Dachpappendecke, die durch den Abschluß der Austriebe vom Licht allmählich alles Leben auf dem zugedeckten Streifen ertötet.

L. **Die Bekämpfung der Wurzelunkräuter.** Zu den schädlichsten Wurzelunkräutern gehören: die Quecke, der Schachtelhalm, die Winde, die Distel und auf schwereren Böden der Huflattich. Die Bekämpfung ist deshalb so schwierig, weil ihr Wurzelstock meist tiefer liegt als die Ackergeräte greifen, so daß eine einzelne Maßnahme für sich allein selten zum Ziele führt. Man muß vielmehr in der Abwehr zähe und ausdauernd sein. Gute Entwässerung ist die erste Bedingung. Dann muß die gefährdete Fläche dauernd unter Bearbeitung stehen. Das Unkraut darf erst gar nicht in die Lage kommen, an Licht Stärke bilden und seinen unterirdischen



Schachtelhalm Huflattich

Kräftestock zu ergänzen. Darum muß die Pflugfurche möglichst tief genommen und durch Kinder jeder Wurzelteil abgelesen werden. Würde dieses Unkrautsammeln hinter jeder Pflugfurche geschehen die Mitesserplage auf dem Acker wäre nicht mehr halb so schlimm! Weiter kommt in Frage recht dicker Pflanzenbestand. und dieser so lange wie möglich. In erster Linie wird hier die Luzerne gerühmt, die gegebenenfalls in 2—3 Jahren jegliches Unkraut unterdrückt hat. Eine lückenlose Schattendecke bilden noch: die Saubohne, Winterweizen mit Klee, das bekannte Wickengemenge und auf Sandboden Roggen mit Zottelwicke und schließlich die Lupine. Sind einzelne Unkrautpflanzen dennoch hochgekommen, so darf man nicht nachlassen, sie durch Hacken, Ausraufen, Ausziehen, Ausstechen usw. dauernd zu schwächen. Gegebenenfalls kommt noch eine Bekämpfung mit chemischen Mitteln, Salpetersäure, Eisenvitriol oder Kainit, in Frage. Wer seinem Unkraut gegenüber nicht in dauernder Alarmbereitschaft bleibt, dem kann es passieren, daß er in ein paar Jahren von seinem Acker gehen muß. Dieser sucht sich dann einen energischeren Wirt.

L. **Die Stecklingsvermehrung.** Der Steckling ist ein Teil des Stengels einer Pflanze. Damit sich der Stengelteil bewurzelt, wird er von der Pflanze, dem „Mutterstock", getrennt und in die Erde gesteckt. Wie soll der Steckling geschnitten werden? Ist der Steckling entstanden, indem man einen Zweig köpfte, so nennt man ihn Kopfsteckling, da er einen Kopf, d. h. eine Endknospe hat. Die anderen Stecklinge, die keine Endknospen haben, sondern mit einem seitlichen Auge abschließen, heißen Augenstecklinge. Die besten Pflanzen erhält man von den Kopfstecklingen. Diese bewurzeln sich bald, werden stämmig und geben gute Kronen, während Augenstecklinge im Wachstum zurückbleiben, dafür aber einen größeren Blütenflor entwickeln. Pflanzen, die ein lockeres Zellgewebe haben, auch solche, die saftig sind, lassen sich viel leichter durch Stecklinge vermehren als trockene, holzige oder gar harzige Pflanzen. Je kürzer und gedrungener die Zweige gewachsen sind, um so besser eignen sie sich zu Stecklingen. Geilgewachsene Triebe sollen nicht verwendet werden. Auch Zweige mit Blumenknospen lassen sich zur Stecklingsvermehrung benutzen, wenn die Blütenknospen ausgebrochen werden. Am besten ist es, wenn man die Stecklinge unter einem Auge abschneidet, da dann der untere Stammteil nicht so leicht austrocknet. Beim Abschneiden des Stecklings müssen Quetschungen vermieden werden. Soweit die Stecklinge in die Erde kommen, nimmt man die Blätter weg. Die übrigbleibenden Blätter — besonders bei immergrünen Pflanzen — dürfen nicht zu nahe am Boden liegen, da sie sonst faulen. Sie sind notwendig, da sie die Pflanze bis zum Wurzelschlagen erhalten. Die Stecklinge müssen gleich nach dem Schneiden gesteckt werden. Nur die Stecklinge sehr saftreicher Pflanzen darf man erst dann stecken, wenn die Abschnitte eingetrocknet sind, weil sie nur so vor dem Abfaulen geschützt werden können. Zu diesem Zweck bestreut man die Schnitte saftreicher Pflanzen mit Kreide, Kohlenpulver und Lehm und läßt sie einige Tage an einem trockenen Orte liegen. Wie topft man die Stecklinge ein? Die Stecklinge werden zu mehreren in einen Topf gebracht. Nach der Bewurzelung werden sie verpflanzt. Die Töpfe für die Einzelpflanzen sind Anfangs klein. Werden die Pflanzen größer, so werden sie in immer größere Töpfe verpflanzt. Die Erde in den Stecklingstöpfen soll aus Flußsand bestehen, dem etwas Torfmull beigemengt wurde. Die Stecklinge müssen sorgfältig vor Zugluft bewahrt werden, da die Luft die Erde zu sehr austrocknet und den Blättern zu viel Feuchtigkeit raubt. Daher bedeckt man die Stecklinge mit einer Glasglocke. Auch das Licht, besonders die direkte Sonnenbestrahlung, wirkt ungünstig auf die Entwicklung der Stecklinge, da dadurch die in den Pflanzen enthaltene Kohlensäure zersetzt und infolgedessen die Entwicklung der Knospen verhindert wird. Mit dem Zunehmen der Wurzel-Knospenbildung wird der Steckling allmählich an Licht, Luft und Sonne gewöhnt. Zuerst gewöhnt man sie an die Morgen-, dann an die Nachmittag- und zuletzt an die Mittagsonne. Die Beschattung der Stecklinge erfolgt durch Leinwand, geöltes Papier usw. Die Stecklinge dürfen nicht zu feucht gehalten werden. Sind die Stecklinge mit einer Glasglocke, einem Bierglas usw. überdeckt, so darf nicht zu häufig gegossen werden, da sonst Schimmel entsteht, der die Pflanzen auftreibt, so daß diese verfaulen. Die Stecklinge, die mit Gläsern

bedeckt sind, gießt man so lange nicht, als sich starker Tau im Innern des Glases sammelt, der sich in Wassertropfen an dem Glase abschlägt. Es muß darum dem Topfe auch eine gute Scherbenunterlage gegeben werden, damit alles übrige Wasser leicht ablaufen kann. Fettpflanzen müssen sehr trocken gehalten werden. Wenn macht man Stecklinge? Die Stecklinge macht man hauptsächlich zu der Zeit, wenn der Trieb der Pflanzen etwas nachläßt. Bei holzigen Pflanzen schneidet man die Stecklinge, wenn der Trieb ganz still steht. Krautige Pflanzen steckt man im Frühjahr, holzige Pflanzen im Sommer und schwerwachsende, hartholzige Gewächse im Winter. Die Bewurzelung erfolgt je nach Art der Pflanze, bald oder spät. Die holzigen Pflanzen brauchen Wochen, ja Monate, bis sie Wurzeln schlagen. Der Steckling hat dann Wurzeln geschlagen, wenn die oberen Knospen austreiben.

L. **Die Pommern- und Uckermärker-Enten.** Es ist noch gar nicht lange her, daß bei den Rassegeflügelzüchtern der Name „schwedische" Enten für die in den beigegebenen Abbildungen gebrachten Enten so gut wie ganz verschwunden ist: nur bei der Landbevölkerung werden sie wohl noch so genannt. Sie waren sicher bloß dadurch zu dem Namen Schweden-Enten gekommen, weil doch bekanntlich Pommern und zum Teil auch die Uckermark bis zum Jahre 1815 zu Schweden gehörten. Sonst aber deuten alle Anzeichen darauf hin, daß wir es in der Pommern- und Uckermärker-Ente mit einer echten norddeutschen Ente zu tun haben, die heute noch in mehr oder weniger Abweichungen nach Körperbau und Farbe hin als „Landenten" in jenen Gegenden stark verbreitet sind. „Blaue" Schweden hießen diese Enten wegen



ihres Federkleides, das zur Hauptsache ein reines Blau sein soll. Es kommt wenig darauf an, ob es einen Schein dunkler oder heller ist, wenn es nur frei von dunklen bzw. schwarzen und weißen Federn ist. Weiß soll ja allerdings der Vorderhals und ein Teil der Oberbrust sein. Dieser weiße Latz darf sich einesteils nicht nach der Kehle hin zu weit erstrecken, während er sich andererseits auch nicht bis zum Flügelbug ausdehnen darf. Im übrigen soll diese Brustzeichnung sich in möglichst glatten Linien vom Blau absetzen. Das ist aber hier viel leichter geschrieben, als herausgezüchtet. Die Gestalt und Haltung der Pommern- und Uckermärker-Ente, die sich ja gleichen wie ein Ei dem andern, wenn auch die Uckermärker etwas dunkler in der Färbung ist,



lassen sich aus den beigegebenen Abbildungen des Schweden-Erpels und der Uckermärker-Ente klar erkennen. Es sind lange, dabei breite Tiere, mit voller Brust und ziemlich tief getragenem Bauche. Der Schnabel sieht beim Erpel olivengrün aus und hat einen schwarzen Nagel. Bei der Ente ist er einen Schein dunkler. Die Läufe sind dunkelorangefarbig, oft auch rotgelb. Hinsichtlich ihres wirtschaftlichen Wertes sind diese Enten ohne Einschränkung mit I a zu bezeichnen. Sie sind äußerst lebendige Enten, in ungebundener Freiheit unermüdliche Futtersucherinnen. Auf engen Gehöften fühlen sie sich nicht gerade behaglich. Wetterfest und abgehärtet, werden sie nur selten von Krankheiten heimgesucht. Sie brüten ihre Nachzucht gern und sicher selbst aus und führen sie zur Freude ihres Besitzers. Die Jungen wachsen bei entsprechender Pflege fast zusehends und erreichen schon mit acht Wochen das Gewicht der Zuchttiere, d. h. die männlichen Tiere wiegen etwa acht, die weiblichen sieben Pfund. Sie sind auch leicht zu mästen, allerdings vertragen sie auch hierbei keine Enzelhaft. Die Eier der Pommern- bzw. Uckermärker-Enten sehen manchmal grün, manchmal fast ganz weiß aus. Sie wiegen 70 bis 80 Gramm und werden auch in ansehnlicher Menge von ihnen erzeugt, wenn man ihnen auch keine so gewaltigen Spitzenleistungen nachsagt wie den Khaki Campbellenten. Daß die Pommern-Ente etwas rauflustig ist, besonders den Hühnern gegenüber, habe ich oft genug feststellen können.

L. **Das Blaue Wiener Kaninchen.** Eines unserer besten Wirtschaftskaninchen ist unbestreitbar das Blaue Wiener Kaninchen. Infolge seines schönes blauen Pelzes sowie seiner Widerstandsfähigkeit und Schnellwüchsigkeit hat es sich schnell einen der ersten Plätze unter den Rassekaninchen erworben. Er gehört zu den mittelschweren Rassen und erreicht ein Durchschnittsgewicht von zirka zehn Pfund. Die Körperform eines guten männlichen Tieres ist gleichmäßig walzenförmig, das Fell liegt glatt an. Der Kopf ist dick und rund. Die Augen sind graublau, die Ohren (straffe, kräftige Stehohren) sollen sich der Körpergröße im richtigen Verhältnis anpassen. Der Hals soll sich nicht zu sehr bemerkbar machen. Der ganze Körper wird von kräftigen und



festen Läufen getragen, die dem Tier eine ziemlich hochgestellte Form geben. Zeigt das Tier eine solche Stellung, so verlaufen Rücken- und Bauchlinien fast parallel. Der Hinterkörper endet in einem leichtgeschweiften Bogen und läuft in der Blume, die aufrechtstehend getragen wird, aus. Die Häsin entspricht im allgemeinen dem Rammler, nur soll die Form etwas eleganter und schnittiger sein. Eine breite Brust und ein breites Becken sind beredte Zeugnisse für ein gutes Muttertier. Bei der Häsin ist eine kleine Wamme zuläßig, dieselbe soll sich in einer schönen Form, schwalbennestartig, um den Hals legen. Uebermäßig große Wammenbildung ist unbedingt ein Schönheitsfehler. Die beigegebene Abbildung verkörpert so richtig den Typ eines echten Blauen Wiener. Schwere Fehler sind die weißen Krallen und weißen Büschel. Das Hauptmerkmal eines schönen Blauen Wieners ist nun das Fell. Die blaue Farbe darf weder verwaschen noch zu hell erscheinen oder gar ins Schwarze übergehen. Sie muß sich gleichmäßig über den ganzen Körper verteilen. Man unterscheidet nun in der Farbe hellblau und stahlblau. Wer zu helle Tiere hat, soll unbedingt einmal ein tiefdunkelblaues Tier einkreuzen, sonst kann der Fall eintreten, daß die Jungtiere alle einen mausgrauen Schimmer erhalten. Der Pelz eignet sich wie kein anderes Kaninchenfell zur naturfarbenen Verwendung. Um aber das Blaue Wiener Kaninchen dahin zu bringen, wohin es gehört, müssen wir unbedingt bestrebt sein, diesem einen Pelz anzuzüchten, wie ihn der Kürschner verlangt. Dies ist eine intensiv blaue Farbe und ein dichter, weicher, mittellanger Pelz, mit gleichmäßigen Haaren. Die Zucht des Blauen Wiener Kaninchens ist nicht schwerer wie die der anderen Rassen auch. Man muß nur mit blutsfremden Tieren züchten. Ferner muß man darauf sehen, daß die Zuchttiere einwandfrei im Fell sind. Eine Paarung von Tieren, die sich noch in Haarung befinden oder mit Rost behaftet sind, wird stets auch minderwertige Nachzucht bringen. Saubere Ställe, sowie Schutz vor direkten Sonnenstrahlen, halten auch die blaue Farbe im guten Stande. Was die Aufzucht der Jungen anbelangt, so gehören die Blauen Wiener zu den guten Müttern, die mit Leichtigkeit sechs Tiere großziehen.

L. **Die Ohrenräude beim Kaninchen.** Eine wenig bekannte und deshalb oft übersehene Krankheit beim Kaninchen ist die Ohrenräude. Die Ohrenräude wird von einer Milbe erzeugt. Bei mangelnder Pflege der Tiere, bei unreinen Stallungen etc. kann man diese Krankheit sehr oft wahrnehmen. Die erkrankten Tiere schütteln dauernd mit dem Kopf und kratzen mit den Hinterbeinen in den Ohren. Nimmt man diese Zeichen wahr, so sehe man seine Tiere sofort auf Ohrenräude nach. Bei vorgeschrittenem Krankheitsstadium findet man an der Ohrwurzel braune Borken, die sich wie Ohrenschmalz im verhärteten Zustande ansehen. Hier heißt es nun sofort eingreifen, damit die Krankheit sich nicht weiter ausbreitet und schließlich auf die anderen Bestände übergreift. Man weicht die Borken mit einer Lösung von Kreolin und Leinöl auf und entfernt dann dieselben mit einem stumpfen Hölzchen. Darauf stäubt man die Ohren mehrere Tage mit etwas Schwefelblüte ein und wird bald Herr über die Krankheit sein. Bei den anderen Tieren beugt man durch Einstäuben mit Schwefelblüte einer Ansteckungsgefahr vor. Unternimmt man nichts gegen die Ohrenräude, so kann es vorkommen, daß die Milben sich durch den Gehörgang bis in das Gehirn des Tieres bohren und damit dessen Tod herbeiführen. Selbstverständlich ist wohl, daß man auch die Ställe gründlichst desinfiziert, damit keine neue Ansteckung erfolgt.

L. **Holländisches Einsäuern.** Angesichts der Futterknappheit stoßen viele Landwirte jetzt alles entbehrliche Vieh ab. Das schafft niedrige Preise und zum Frühjahr werden sie dann in die Höhe schnellen. Gegenmittel sind: genauer Futtervoranschlag, Stroh für altmelke Kühe und älteres Jungvieh, Einsäuern der nährhaltigen Rübenblätter u. a. m. Wer keinen Silo bauen kann, behelfe sich mit dem holländischen Verfahren. Die Blätter werden hierbei zu einer drei Meter hohen und breiten Miete zusammengefahren und festgetreten. Dann folgt Bedecken mit Stroh und 40 Zentimeter dick Erde. Erstklassig ist das so gewonnene Futter ja nicht, aber die Kühe fressen es gern und verwerten es besser, als das durch Unterpflügen möglich ist.